



Felix Stalder:
Kultur der Digitalität. Berlin 2016:
 Suhrkamp. 200 Seiten, 18,00 Euro

Kultur der Digitalität

Felix Stalder beschreibt in seinem Buch „die Entstehung und Ausbreitung der Kultur der Digitalität“ (S. 10) und zeichnet damit einen Prozess des gesellschaftlichen Wandels nach, den er bis in das 19. Jahrhundert zurückverfolgt. Ihm geht es u. a. darum, Digitalität nicht (rein) technologisch zu betrachten, sondern Mechanismen und Strukturen des Digitalen in der Folge gesellschaftlicher Entwicklungen und Wandlungsprozesse zu exegieren.

„Etablierte kulturelle Praktiken und gesellschaftliche Institutionen haben schon lange vor den neuen Technologien und den mit ihnen einhergehenden neuen Anforderungen an den Einzelnen viel von ihrer Selbstverständlichkeit und Legitimität verloren [...]. Die neuen Technologien trafen also auf bereits laufende gesellschaftliche Transformationsprozesse“ (S. 21). Dies führt er auf grundlegende gesellschaftliche Umbauten zurück: zum Ersten auf Veränderungen der Arbeitswelt, was er am Beispiel der Entwicklung einer Wissensökonomie verdeutlicht. Im Rekurs auf Fritz Machlup zeigt Stalder auf, wie sich Tätigkeiten, die Menschen verrichten, von der klassischen Produktion auf das Mitteilen bzw. Kommunizieren verlegt haben. In der Folge entstanden Kleinunternehmen, „creative industries“, die durch eine „Flexibilisierung von wirtschaftlichen Aktivitäten“ (S. 32) gekennzeichnet sind. Zum Zweiten kommt es zu einer Selbstermächtigung marginalisierter Gruppen. Dies verdeutlicht er am Beispiel der Erosion der Heteronormativität. Neue soziale Bewegungen emergieren und werden bedeutsam. Besonders nachhaltig ist hier die Kritik am bestehenden patriarchalen System sowie heteronormativen Machtverhältnissen, welche auf ver-eindeutigten Identitäten fußen. Am Beispiel der Schwulenbewegung zeigt Stalder auf, wie sich diese vervielfältigt haben und eine Transformation in die LGBT-Bewegung stattgefunden hat. Ein dritter Weg ist für ihn die Kulturalisierung von Welt. Immer mehr Menschen können an der Produktion von Kultur teilnehmen. Hiermit verknüpft er die gewandelte Vorstellung von Nutzenden hin zu aktiven Teilnehmenden, welche emanzipiert an der Transformation

und Differenzierung von Kultur durch eigene Schaffensprozesse teilhaben.

Aus diesen Prozessen destilliert Stalder drei kulturelle Formen der Digitalität: Referenzialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität. Referenzialität ist für Stalder die grundlegendste Methode zur Konstruktion von Bedeutung, denn mit ihr schreiben sich die und der Einzelne in kulturelle Prozesse ein und konstituieren sich auf diese Weise als Produzentin und Produzent. Im Zentrum steht das Herstellen von Bezügen. Bestehendes Material wird durch Appropriation, Rekombination und Transformation de- und rekontextualisiert und so mit neuer Bedeutung versehen. Sich als Einzelne bzw. Einzeler in einer immer komplexer werdenden Welt zurechtzufinden, gelingt nur im Austausch (in Gemeinschaft) mit anderen. Hier spricht er von „neuen gemeinschaftlichen Formationen“ (S. 131), welche die eigentlichen Subjekt-konzeptionen sind, nämlich temporäre Positionen, die je nach gemeinschaftlicher Formation und Zugehörigkeit performativ hergestellt werden. Algorithmen verbessern wiederum die Fähigkeit, mit großen Datenmengen umzugehen und diese handhabbar zu machen. Gerade dynamische, also sich halb automatisch verändernde Algorithmen, helfen, riesige unstrukturierte Datenmengen zu sortieren und zu ordnen. Damit sind die durch Algorithmen generierten Ordnungen zu einem konstitutiven Bestandteil einer Kultur der Digitalität geworden.

Interessant sind nun die beiden politischen Richtungen, die Stalder aus seinen Ausführungen zur Kultur der Digitalität ableitet: Zum einen manifestiert sich für ihn hierin die Tendenz zur Postdemokratie, in der zwar neue Beteiligungsmöglichkeiten geschaffen, die jedoch zugleich von wenigen kontrolliert werden. Denn nur große, in diesem Geschäft operierende Konzerne wie Facebook und Google haben Zugriff auf die Rückseite ihrer Dienste. Hierdurch findet eine Zentralisierung der Netzwerkmacht statt, welche erneut ein Machtgefälle zwischen jenen, die nur die Benutzeroberflächen nutzen können, und jenen, die die Option und Fähigkeit besitzen, dahinterzuschauen, zementiert. Zum anderen sieht er die Möglichkeit für Commons, in denen sich Nutzende zum Gebrauch einer Ressource langfristig und gemeinschaftlich organisieren. Gleichzeitig fließt das, was gemeinschaftlich entsteht, auch wieder in die Gemeinschaft bzw. den allgemeinen Pool der Nutzenden zurück.

Welche Vision der Autor für wahrscheinlich hält, lässt sich durch die Lektüre des Buches nicht eindeutig bestimmen. Bleibt man jedoch konsequent in seiner Lesart, sollte beides temporär gleichzeitig stattfinden. Die Ausführungen und Gedanken zu einer Kultur der Digitalität sind sehr umfassend, teils fragmentarisch, aber äußerst inspirierend und regen zum Weiterdenken an. Gleichzeitig eröffnen sie Anschlussmöglichkeiten für empirische Forschungen, die sich mit aktuellen Fragen unserer Zeit beschäftigen.

Prof. Dr. Martina Schuegraf